

KARL BARTH

und die Erneuerung in Theologie und Kirche — Zum 70. Geburtstag

Karl Barth hat seit 1935 seine Wirksamkeit an der Universität seiner Geburtsstadt Basel nur mehr gelegentlich unterbrochen. Mit den von 1932 an erscheinenden Bänden seiner „Kirchlichen Dogmatik“ — der zehnte erschien 1955 — ist er der Aufnahmefähigkeit und zuweilen auch der Aufnahmewilligkeit der Mitlebenden weit vorausgeeilt. Wenn er sich dann in Reden oder kleineren Schriften zu den Problemen der Gegenwart äußert, so überraschen diese Äußerungen alle, die sie nicht im Zusammenhang seines Gesamtwerkes verstehen. Sein siebzigster Geburtstag am 10. Mai dieses Jahres sollte zum Anlaß dienen, einmal Werk und Wirkungen dieses bedeutendsten protestantischen Theologen zu beschreiben. Wir fragen im folgenden besonders danach, was es für eine Bewandnis mit der Erneuerung in Theologie und Kirche hat, die von Karl Barth ausging.

Der neue Ansatz

Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß Karl Barth durch die Schule des theologischen Liberalismus gegangen ist. Wilhelm Herrmann und Adolf von Harnack waren vor den Weltkriegen seine Lehrer, im Hause Martin Rades hat er nicht nur viel verkehrt, er war sogar eine Zeitlang Mitarbeiter an Rades „Christlicher Welt“. Die mit Barths Namen verbundene Erneuerung hat sich daher zunächst als Überwindung des theologischen Liberalismus abgespielt und abspielen müssen.

Der junge Barth ist nicht Universitätstheologe geworden, sondern Pfarrer. Er blieb es zwölf Jahre lang. Es war die Aufgabe der kirchlichen Predigt und Verkündigung, die ihn zu einem neuen Umgang mit den biblischen Texten führte. Zugleich wirkte die Erschütterung des ersten Weltkrieges stark auf ihn ein. Auch ist er zur Erkenntnis „Der neuen Welt in der Bibel“ — so heißt eine seiner frühesten Veröffentlichungen — nicht ohne mancherlei Vorgänger und Lehrmeister gekommen: Der biblische Realismus der beiden Blumhardts hat ihn beeinflusst, mehr noch der des Zürcher Pfarrers und Schriftstellers Hermann Kutter. Barth selbst hat Sören Kierkegaard zu seinen geistigen Vätern gezählt; aber man darf dessen Einfluß nicht überschätzen. Hingegen muß von seinen Beziehungen zu den „Religiösen Sozialisten“ wissen, wer verstehen will, daß Karl Barth zu jeder Zeit seines Lebens an den Fragen der politischen Ethik interessiert war.

Am wichtigsten wurde für Barth in alledem die Entdeckung der Kategorie des Wortes Gottes. Diesem Wort Gottes steht der Mensch gegenüber, der es hören und predigen, predigen und hören soll.

„Ich möchte unsere Situation in folgenden drei Sätzen charakterisieren: Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“

Von Anfang an ist das Wort Gottes inhaltlich bestimmt:

„Von Gott reden würde, wenn es ernst gelten soll, heißen, auf Grund der Offenbarung und des Glaubens reden. Von Gott reden würde heißen, Gottes Wort reden, das Wort, das nur von ihm kommen kann, das Wort, daß Gott Mensch wird. Diese vier Worte können wir sagen, aber haben damit noch nicht das Wort Gottes gesagt, in dem das Wahrheit ist. Das zu sagen, daß Gott Mensch wird, aber als Gottes Wort, wie es eben wirklich Gottes Wort ist, das wäre unsere theologische Aufgabe.“

Wer das heute hört oder liest, mag sich etwas verwundert fragen, was denn daran Neues und Besonderes sein soll; warum gerade die Kirche und Welt der Jahre nach 1918 so besonders habe aufhorchen lassen. Und er wird vielleicht Karl Barths „Römerbrief“, in dem das alles im Zusammenhang einer neuen Auslegung dieses wichtigsten Paulusbriefes entfaltet wird, daraufhin durchforschen, ob dort nicht noch ganz andere, aufregendere Dinge zu finden seien. Wer aber auf diese Sätze des frühen Barth so oder ähnlich reagiert, beweist damit nur, wie tief Barths Entdeckung ins Bewußtsein der heutigen Christenheit eingegangen ist. Wir alle, einerlei wohin wir uns sonst theologisch und kirchlich rechnen, reden vom Wort Gottes in der Weise, wie Barth sie entdeckt und gelehrt hat: Die für das theologische Denken der Vorkriegszeit kennzeichnenden Vokabeln „Religion“ und „sittliche Persönlichkeit“ die Rede vom „Gottesbegriff“, der sich widerspruchsfrei in die heutige Welterkenntnis ein-

fügt“ — das alles ist durch Karl Barth von der Bildfläche verschwunden. Freilich müssen wir uns diese Grunderkenntnisse des frühen Barth für unsere Zeit wieder neu aneignen — wie denn auch heute das Wiedererwachen des theologischen Liberalismus zeigt, daß in Theologie und Kirche jede Generation unverdrossen von vorn anfangen muß.

Königlicher Weg theologischer Einfalt

Zu den Mächten der Zeit, denen die Theologie damals dienstbar geworden war, gehörte auch die Wissenschaft. Als Religionsphilosophie, als Religionspsychologie und vor allem als Religionsgeschichte versuchte sie Schritt zu halten mit den methodischen Erfordernissen der Umwelt. Das war nichts Neues in der Geschichte der christlichen Theologie. Von den griechischen Kirchenvätern und mittelalterlichen Scholastikern über Melanchthon und Schleiermacher geht die lange Reihe der Versuche, den wissenschaftlichen Charakter der Theologie durch „Lehrsätze“ aus den nicht-theologischen Wissenschaften zu beweisen. Ohne daß wir den kirchlichen und christlichen Ernst der Theologie des 19. Jahrhunderts im mindesten zu bestreiten brauchen, müssen wir doch jene Zeit als einen Höhepunkt des Bestrebens bezeichnen, den Wissenschaftscharakter der Theologie auf Kosten ihrer Eigentümlichkeit und Andersartigkeit aufrechtzuerhalten. Auch hier hat es niemals an warnenden Gegenstimmen gefehlt. Und nicht ohne Bewegung kann man in einer Abhandlung eines — heute noch tätigen — evangelischen Pfarrers aus dem Jahr 1915 den programmatischen Satz finden: „Nun, wir verzichten lieber auf den Titel ‚Wissenschaft‘ als auf den Anspruch, der Bessinnung des Glaubens auf sich selbst zu dienen.“ Am Rande dieser Zeilen aber steht — in Barths Exemplar, das in meinen Besitz übergegangen ist — ein kräftiges „Bravo!“ Also deutliche Absage an die Wissenschaft!

Und gerade in einer solchen Absage geschah Erneuerung von Theologie und Kirche? Oder war das „Bravo!“ des neunundzwanzigjährigen Barth nur Vorahnung und Ausdruck des damals allgemein einsetzenden Zusammenbruchs eines universalen und naiven Glaubens an die Wissenschaft? Wie merkwürdig immerhin, daß Karl Barth dann doch bald die Kanzel mit dem Katheder, das Pfarramt mit der Universitätsprofessur vertauschte. (1921 in Göttingen, 1925 Münster, 1930 Bonn.) Und vielleicht noch merkwürdiger, daß Barth dann an der Universität nicht einfach fortsetzte, womit er zunächst zur Erneuerung der Theologie und damit auch der Kirche so kräftig beigetragen hatte: Die Auslegung der biblischen Schriften. Wohl ist er immer Ausleger der Bibel (wie auch Prediger) geblieben; aber diese Auslegung hat er alsbald zu einer zusammenhängenden Bearbeitung und Entfaltung der christlichen Lehre ausgeweitet, wie es unter dem Namen der „Systematischen Theologie“, genauer „Dogmatik“ und „Ethik“ in der christlichen Theologie üblich ist. Als Dogmatik will theologische Arbeit aber auch wissenschaftliche Arbeit sein; sie wird es auch dort sein wollen, wo sie nicht im Rahmen der Universitätswissenschaft getrieben wird. Wie aber konnte Barth zurechtkommen mit der Aufgabe einer wissenschaftlich betriebenen Theologie, nachdem der Aufbruch zu deren Erneuerung gerade im Zeichen einer Absage an die Wissenschaft gestanden war?

Wissenschaft will beweisen; der Glaube aber kann — so sagen wir gewöhnlich — „nur“ bezeugen. Wenn er sich aufs Beweisen einlassen will, so wird er nicht ohne die „Lehrsätze“ auskommen, von denen schon die Rede war. Diese aber gleichen dem Trojanischen Pferd, das die fremden Eroberer in die belagerte Stadt bringt. Barth hat die Grundfrage nach dem wissenschaftlichen Charakter der Theologie nicht so kühn übersprungen, wie manche meinen. Er hat, bevor er sich zum Neubau der christlichen Lehre anschickte, in seinem Buch über „Anselms Beweis der Existenz Gottes“ (1931) sich selbst und jedem, der es hören will, Rechenschaft darüber gegeben. Niemand wird das ganze Gebäude der „Kirchlichen Dogmatik“ hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Legitimität wirklich beurteilen können, der dieses von seinem Verfasser selbst vorzüglich geliebte Anselm-Buch nicht entsprechend beachtet. Ein paar wesentliche Sätze daraus sollen auch hier zitiert werden.

„Der Anselmische (und damit der theologische) Beweis findet statt unter Voraussetzung einer Solidarität zwischen dem Theologen und dem Weltkind, die nicht dadurch zustande gekommen ist, daß jener



sich zu diesem auf die Gasse bzw. in einen allgemeinen Debattiersaal begeben hat, sondern dadurch, daß jener zu diesem, wo und wie er es auch vorfinde, als zu einem mit ihm im Raume — jedenfalls der Theologie sich Befindlichen zu reden entschlossen ist.“

Die Theologie setzt also nicht die Wissenschaft mit ihrer Gesetzlichkeit, wohl aber den umfassenden Charakter der christlichen Wahrheit als verbindlich voraus.

„Anselm ist nicht in der Lage, die christliche Erkenntnis als ein esoterisches Mysterium zu behandeln, als einen Vorgang, der das nüchterne Licht profanen Denkens zu scheuen hätte. Er traut es seiner Theologie zu, daß sie als solche — ohne eine besondere Zurechtmachung für die draußen — beweiskräftig und überzeugend sei.“

Barth leugnet dabei nicht und hat es in den bisherigen Bänden seiner „Kirchlichen Dogmatik“ nie geleugnet, daß diese Methode den Eindruck der Einfalt machen muß. Aber er setzt alsbald hinzu:

„Die via regia (der königliche Weg) der göttlichen Einfalt und der Weg unerhörtester Illusion sind in der Geschichte der Theologie in allen Zeiten und allen Entwicklungen nur durch Haaresbreite getrennt parallel gelaufen. Es läßt sich wohl von keinem Satz keines Theologen evident nachweisen, ob er sich diesseits oder jenseits dieser Grenze befindet.“

„Vielleicht wußte Anselm vom christlichen Credo gar nicht anders zu reden, als indem er Sünder als Nicht-Sünder, Nicht-Christen als Christen, Ungläubige als Gläubige ansprach, in dem großen Als-ob, das doch kein Als-ob ist, das schließlich zu allen Zeiten die entscheidende Ermöglichung des Redens des Gläubigen zum Ungläubigen gewesen ist.“

Oder, mit den Worten Schleiermachers aus dem Vorwort zu seiner ersten Predigtsammlung: „Vielleicht kommt auch die Sache dadurch wieder zustande, daß man sie voraussetzt.“

Dogmatik kirchlicher Tradition

In dieser, hier freilich nur anzudeutenden Weise hat Barth versucht, der Verkündigung der Kirche ihren Ursprung in der Kategorie des Wortes Gottes und der Theologie ihren Wissenschaftscharakter im Aufweis der ihr eigentümlichen Sachlichkeit zu zeigen. Das geschah beides in charakteristischem Unterschied zu früheren Versuchen, die das Heil in einem möglichst gründlichen absoluten Neuanfang suchten. Liberalismus hieß ja immer Neuanfang im „Nein“ zur Tradition, wogegen sich dann der Konservatismus zur Wehr setzen mußte, um das gute Alte zu schützen. In Barths Kirchlicher Dogmatik findet sich auch dieser Zwiespalt überwunden. Man mußte bis in die Zeit der protestantischen Orthodoxie zurückkehren, wollte man eine auch nur ähnliche Anknüpfung an die Lehrtradition der ganzen Kirche finden, wie sie bei Barth geübt wird.

Aber dieses intensive und geduldige Hören auf die Stimmen der Väter ist nun alles andere als eine bloße Wiederholung. Barth ist kein Traditionalist, so breit auch die dogmatische Tradition in seinem

(Fortsetzung auf Seite 23)

Das neue Testament

10. Das Johannesevangelium (II)

Im Jahre 1935 wurde in Manchester ein Papyrusfetzen von der Größe einer Kinderhand veröffentlicht, der 15 Jahre vorher bereits in Ägypten für die John Rylands Library erworben worden war. An Hand von anderen datierten Papyrusfunden konnte man ihn durch Vergleich der Schriftzeichen für die Zeit zwischen 90 und 120 n. Chr. datieren. Es war das früheste handschriftliche Zeugnis des Neuen Testaments. Das Aufsehen, das diese verspätete Veröffentlichung erregte, war um so größer, als dieses winzige, brüchige Stück Papyrus uns befähigt, eine Ausgabe des Johannes-Evangeliums im Umfang von 130 Seiten zu je 18 Zeilen bei einer Seitengröße von 20x21 cm zu rekonstruieren. Und diese Ausgabe war bereits im ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts in Ägypten im Gebrauch! Das Evangelium mußte also, da es in Kleinasien geschrieben war, um diese Zeit bereits den Weg nach Ägypten hinter sich haben und in der ganzen Christenheit bekannt sein. Wer wollte jetzt noch mit Sicherheit behaupten, der Apostel Johannes komme für die Abfassung nicht in Frage? Auch der zeitliche Abstand zu den drei ersten Evangelien konnte nicht mehr als so groß angenommen werden, wie er sachlich erscheint. Alle vier Evangelien werden in den letzten drei Jahrzehnten des ersten Jahrhunderts geschrieben worden sein.

Wir können den Unterschied zwischen Johannes und den Synoptikern weder durch ihren zeitlichen Abstand voneinander erklären noch dadurch, daß wir einen Verfasser annehmen, der außerhalb des Jüngerkreises stand. Wir müssen ihn vielmehr sachlich verstehen. Während Lukas es unternahm, den überlieferten Stoff historisch zu ordnen und auszugleichen, greift Johannes als einziger Evangelist die Aufgabe an, die Botschaft von Jesus Christus theologisch zu interpretieren. Es ist das erste Unternehmen, diese Botschaft dem „modernen“ Menschen zu verkündigen, und dieser „moderne“ Mensch war zu jener Zeit umgetrieben von der Religiosität der Mysterienreligionen, der Gnosis. Er lebte in jener Welt, die Finsternis, Tod und Hunger bedeutete. Darum war sie dem Lichte feindlich und „hat es nicht begriffen“ (Joh. 1, 5), und darum verkündet Johannes ihr Jesus Christus als Licht und Leben, als das Brot des Lebens. So wird für Johannes auch der Tod Jesu verständlich aus diesem Gegensatz zwischen dem, der vom Himmel in sein Eigentum kommt, und denen, die ihn nicht aufnehmen, weil sie nicht ahnen, daß ihr Hunger nach Leben, Licht und Wahrheit, ihr Hunger nach Gott nur durch diesen einen gestillt werden kann. Darum heißt an ihn glauben, leben, und wer nicht an ihn glaubt, der ist schon gerichtet (3, 18).

War dieser Theologe der Jünger Johannes? Es gibt keinen durchschlagenden Grund, der dagegen spricht, aber auch nichts, das es uns beweisen könnte; denn die ins einzelne gehenden Angaben, die auf einen Augenzeugen zu deuten scheinen (1, 39; 4, 6; 18, 10 u. a.), gehören zum Erzählungsstil. Dies ist aber für das Verständnis des Evangeliums von geringer Bedeutung. Wie man im 2. Jahrhundert unrecht hatte, als man das Evangelium dem Jünger absprach, weil Ketzer sich darauf beriefen und man fürchtete, daß sein Inhalt gefährlich sei, so wären wir im Unrecht, wollten wir es dem Johannes wieder zuschreiben, nur weil es echte Verkündigung bringt. Wir werden dabei bleiben müssen, daß wir nicht wissen, wer dies Evangelium geschrieben hat. Vielleicht ist dies ein Zeichen, eine Mahnung, daß wir unseren Glauben nicht auf Sicherheiten gründen sollen, auch nicht auf die der Geschichte.

H. W. Bartsch

Karl Barth und die Erneuerung in Theologie und Kirche

(Fortsetzung von Seite 7)

Hauptwerk zu Wort kommt. Vielmehr wird hier die ganze christliche Lehrtradition kritisch aufgenommen, an der Norm protestantischer Lehre, nämlich dem biblischen Zeugnis geprüft und in Anknüpfung und Widerspruch weitergeführt.

Was das für die einzelnen Kapitel der christlichen Lehre mit sich brachte, kann hier nicht gezeigt werden. Immerhin sei erwähnt, daß so dornige Lehrstücke wie das von der göttlichen Erwählung, aber auch so abgenutzte wie das von der Vorsehung, in dieser entschlossenen Sicht, die immer von Jesus Christus her und zu ihm hin blickt, eine völlige Erneuerung erfahren haben; daß andere Stücke, die in der hergebrachten konservativen und liberalen protestantischen Theologie fast vergessen waren, wie das Dogma der Trinität oder die Lehre von den Engeln hier in den Bereich einer lebendigen Erkenntnis zurückgeführt worden sind.

Karl Barth begann seine theologische Arbeit im Zeichen der Absage an den Liberalismus. Wenn er aber dem Liberalismus zur Last legte, daß er im Grunde nicht von Gott, sondern vom Menschen ausging, so gab er selbst damals den Anschein, vom Menschen, von der Natur, von der Schöpfung, von der Welt als Welt und vom ethischen Handeln des Christen in der Welt nur verneinend reden zu können. Bei der reformatorischen Theologie gab es Anknüpfungspunkte für ein solches Denken. Auch schienen die Zeitereignisse seit 1933 Barth recht zu geben. An dieser Frage jedenfalls war auch die ursprüngliche Arbeits- und Richtungsgemeinschaft zwischen Barth und den anderen führenden Autoren der „Dialektischen Theologie“ zu Anfang der dreißiger Jahre zerbrochen.

Aber das Bild hat sich dann erheblich gewandelt. Im Aufbau einer Dogmatik, die ja dem Grundriß des apostolischen Bekenntnisses folgt, entfaltete Barth nach zwei Bänden der Einleitung und zwei weiteren Bänden der Gotteslehre den ersten Artikel, die Lehre von der Schöpfung und vom Geschöpf. Und da für Barth die Ethik sich von der Dogmatik nicht sondern

läßt, mußte auch eine Ethik des ersten Artikels ebenso wie eine Lehre vom Menschen als Gottes Geschöpf zum Vorschein kommen. Wieweit es Barth auch vergönnt sein wird, sein Werk weiterzuführen — er steht jetzt in der Mitte des zweiten Artikels —: Die von ihm entworfene Lehre von Schöpfung und Geschöpf wird das christliche Denken lange bestimmen. Und es könnten viele heute so leidenschaftlich und so ratlos erörterte Fragen nach dem „Bild des Menschen“ wesentlich gefördert werden, wenn wir an Barths Beitrag zu diesem Thema nicht vorübergehen.

Der polemische Streiter

Barth hat sich nicht nur um die Lehre, sondern auch um das Leben der Kirche gekümmert. Die Wirren der dreißiger Jahre hatten nur endgültig offenbar gemacht, was an Möglichkeiten der Verweltlichung und Verirrung in der Christenheit steckte. Im Widerstand der Bekenntnenden Kirche vereinigten sich viele Motive. Aber Karl Barths damalige Wirkung kann kaum überschätzt werden. Sie wurde am deutlichsten hörbar in seinen Schriften zur „Theologischen Existenz heute“ (1933—35) und in dem wesentlich auf ihn zurückgehenden Bekenntnis der Bekenntnissynode von Barmen 1934. Die Erkenntnisse des Kirchenkampfes hat Karl Barth programmatisch in einer Handvoll kleiner Schriften ausgesprochen. Deren Auswertung ist kaum geringer zu werten, als diejenige der „Kirchlichen Dogmatik“.

Zeitlich und sachlich an der Spitze steht die Abhandlung über „Evangelium und Gesetz“ (1935), zugleich ein Abschiedswort nach seiner Absetzung in Bonn. Schon in der Umkehrung der klassischen Wortfolge „Gesetz und Evangelium“ wird spürbar, daß hier in einer Grundfrage christlicher Lehre, die für jede Predigt wichtig ist, ein neuer Weg gegangen wird: Barth sieht und deutet auch das Gesetz Gottes ganz vom Evangelium, von Jesus Christus her.

Das gewann seine Auswirkung in einer neuen Sicht der politischen Ethik. „Rechtfertigung und Recht“ (1938) sol-

len einander nicht wie im herkömmlichen Denken den Rücken zuehren, sondern in eine positive gegenseitige Beziehung treten, denn „Christengemeinde und Bürgergemeinde“ (1946) sind nicht zwei möglichst zu isolierende Bereiche des Regierens Gottes, sondern die Christengemeinde ist der innere Kreis des Regierens Gottes in Christus, dem sich als äußerer Bereich die Bürgermeister konzentrisch anschließt. Für Luthers Lehre von den zwei Reichen hat Barth nie viel übrig gehabt, so wenig seine gesamte Arbeit ohne Luthers Grunderkenntnisse denkbar wäre. Barth rückt ja mit dem von ihm so kräftig in Frage gestellten Luther gerade darin wieder eng zusammen, daß beide die Fragen des politischen Gottesdienstes der christlichen Gemeinde mit besonderer Verantwortung bedenken und ihren Erkenntnissen auch dann treu bleiben, wenn sie sich damit den Beifall vieler verscherzen. — Schließlich soll die Sprengkraft der Abhandlung über „Die kirchliche Lehre von der Taufe“ (1943) nicht vergessen werden: Barth hat hier die Auseinandersetzung mit dem römisch-katholischen Partner in einer umfassenden Tiefe aufgenommen, wie es seit dem 16. Jahrhundert kaum mehr vorgekommen ist. In seinen Sätzen zum Verständnis der Taufe stellt er deren Wesen und Wirkung ganz unter die Normen von Glaube und Wort und räumt damit das noch immer vorhandene römische Erbe im evangelischen Bereich aus: Ein Vorgang, dessen Tragweite den Gemeinden noch gar nicht deutlich zum Bewußtsein gekommen ist.

Der bedeutendste katholische Interpret Barths, Urs v. Balthasar, hat einmal nach Barths kirchlicher Autorität gefragt. Da er ja das Lehramt der Kirche im römischen Sinn ablehne, könne er nicht mehr als das Gebot der Stunde zur Begründung seiner Autorität in Anspruch nehmen. Demgegenüber wird aber gelten, daß die Christenheit Barth als einen der Lehrer betrachtet, die ihr das Wort Gottes gesagt haben (Hebr. 13, 7), und daß es eines Mehr an Autorität auch nicht bedarf.

Die Woche in der Christenheit

Neue Aktion der spanischen Regierung gegen die Evangelische Kirche — Alle Mitarbeiter der Bahnhofsmission wieder frei — Tagung der lutherischen Minderheitskirchen

Statt das geschlossene evangelische theologische Seminar in Madrid endlich wieder freizugeben, hat die spanische Regierung inzwischen eine neue Aktion gegen die Evangelische Kirche unternommen. Beamte des Ministeriums für Information und Tourismus beschlagnahmten aus dem Madrider Depot der „Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft“ große Bestände an Bibeln, Bibelteilen und Gesangbüchern. Da alles religiöse Schrifttum in Spanien der Zensur der römisch-katholischen Kirche unterliegt, war das Vorgehen der spanischen Behörden legal — was man eben in Spanien so „legal“ nennt. Bereits im August 1940 waren aus demselben Depot durch die spanische Polizei insgesamt 110 000 Bände fort-

geschafft und eingestampft worden. Inzwischen hatte man wieder einen größeren Bestand anhäufen können, der jetzt jedoch von neuem verloren ist. Gegen eine Wiedereröffnung des geschlossenen Seminars in Madrid hat der römische Episkopat in Spanien Einspruch erhoben. Daraufhin sind die Regierungsbehörden, die zeitweise zu einer Tolerierung des Seminars sowie der im gleichen Gebäude untergebrachten evangelischen Schule bereit zu sein schienen, wieder wandelnd geworden.

Von den dreizehn im Januar verhafteten Mitarbeitern der Evangelischen Bahnhofsmission in der Sowjetzone wurden nunmehr auch die letzten fünf freigelassen.

Am Semmering fand eine Tagung der lutherischen Minderheitskirchen in Europa statt, zu der über 70 Teilnehmer aus 40 Ländern, darunter auch Vertreter aus Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Spanien, erschienen waren. Man besprach miteinander Möglichkeiten der Stärkung und gegenseitigen Hilfe, vor allem in den Fragen des Pfarrernachwuchses, der Laienausbildung und Jugendarbeit, der Diakonie und Öffentlichkeitsarbeit.

Die Zahl der evangelischen Theologiestudenten nimmt in der Bundesrepublik gegenwärtig zu. Während sie im Wintersemester 1953/54 um 11 % und im Wintersemester 1954/55 um 5 % zurückgegangen war, ist

sie im Sommersemester 1955 um 6 % gestiegen. Die soziologische Herkunft der evangelischen Theologiestudenten in Westberlin und der Bundesrepublik sah im Wintersemester 1954/55 folgendermaßen aus: 40,6 % Kinder von Akademikern (darunter 22 % Pfarrerkinder), 19,6 % Kinder von Beamten, 18,9 % von Angestellten, 10 % von Handel- und Gewerbetreibenden, 5,9 % aus Arbeiterfamilien und 3,4 % aus Bauernfamilien.

In Leipzig starb im Alter von 72 Jahren der führende deutsche Alttestamentler, Professor D. Albrecht Alt. In Hannover verstarb 62jährig der durch seine volksmissionarische Arbeit bekanntgewordene Pastor Hans Dannenbaum.